

Whatever

Von Ron Bargil

Ich bin Arik. Nach langen Überlegungen traf ich die endgültige Entscheidung und buchte ein One-way-Ticket nach Deutschland, in die alte Heimat meiner Großmutter, die nun meine neue Heimat werden sollte. Einen direkten Flug von Tel-Aviv nach Stuttgart konnte ich leider nicht finden. So musste ich über Istanbul fliegen und dort eine gute Stunde warten. Gar nicht so schlecht. Ich hatte nicht viel. Ein etwa 20 kg schwerer Koffer und ein kleiner Rucksack auf meiner Schulter waren mein ganzes persönliches Eigentum auf dieser Erde. Doch um ehrlich zu sein, hätte ich auch fast alle diese Dinge zurücklassen können. Alles, was wirklich wichtig war, war auf meinem Handy gespeichert.

Meine Großmutter war in Danzig aufgewachsen. Dort besuchte sie ausschließlich deutsche Schulen und sprach kein polnisch oder jiddisch – einzig und allein hochdeutsch. Kurz bevor die Nazis an die Macht kamen, war sie ganz allein, mit gerade einmal 15 Jahren, in einen Kibbuz im Norden Israels, das damals noch Palästina hieß, geflohen. Ende 1942 wurden die letzten in Danzig lebenden Juden in das KZ Theresienstadt abtransportiert und später vernichtet. Im Kibbuz arbeitete meine Großmutter sehr hart in einem Hühnerstall. Außerdem musste sie Hebräisch lernen. Auf dem Weg zur Arbeit begegnete sie einem Mann, der später einmal mein Großvater sein würde. Er floh, genau wie sie, allein in seiner Spät-Pubertät und in allerletzter Sekunde aus der Tschechoslowakei. Als mein Großvater sich von seiner Familie verabschiedete, hätte er sich nicht vorstellen können, dass es das letzte Mal war, dass er seine Familie lebend sehen würde. Ein paar Jahre danach erhielt er die traurige Nachricht: Seine ganze Familie wurde in ein KZ – wahrscheinlich auch nach Theresienstadt – abtransportiert und dort ermordet. Es ist gut möglich, dass die Familien meiner Großmutter und meines Großvaters sich nackt, schon halb erfroren und geschockt, in irgendeiner Gaskammer getroffen und ihre letzten Atemzüge gemeinsam getan hatten, ohne zu wissen, dass sie miteinander verschwägert waren. Manche sagen, dass dank der Deutschen aus den Schornsteinen der Vernichtungslager die neue traumatisierte, verrückte jüdische Nation empor stieg und wiedergeboren wurde.

Als EU-Bürger wäre es viel einfacher für mich gewesen, in Deutschland zurechtzukommen. Ich hätte sofort eine Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung bekommen. Aufgrund meiner tschechischen Wurzeln beantragte ich also bei der Botschaft in Tel-Aviv einen tschechischen Pass. Der Antrag selbst war nicht nur für mich. Es war unser Familien-Projekt. Mein Vater und meine Schwester erhielten ihren Pass ziemlich schnell. Mein Antrag wurde jedoch abgelehnt. Es hieß, dass ich im falschen Jahr zur Welt gekommen sei. Wer nämlich wie ich 1968 während des Prager Frühlings geboren worden war, bekam keinen Pass. Der Anwalt, den ich beauftragt hatte, schrieb mir, dass es sehr zweifelhaft sei, ob ich jemals einen tschechischen Pass erhalte. Es sei sehr kompliziert und die Erfolgchancen seien, um es optimistisch zu sagen, nur sehr gering. Er wollte sich dennoch gründlich danach erkundigen und mir Bescheid geben, falls er etwas in Erfahrung brächte. Vier Monate vergingen, und ich hörte nichts von ihm. Am Stuttgarter Flughafen war die Schlange am Schalter für ‚EU-Pässe‘ viel kürzer und es ging viel schneller als in der Schlange am ‚Alle-Pässe‘-Schalter. Mit meinem israelischen Pass musste ich leider in der langen, langsamen, zäh voranschreitenden Schlange warten.

Nach der Pass-Prozedur ging es aber ganz schnell. Mit der S-Bahn kam ich zum Stuttgarter Hauptbahnhof. Von dort aus musste ich nur noch wenige Minuten bis zu meinem Hotel laufen. Obwohl auch der Spätsommer in Stuttgart manchmal heiß und schwül sein kann, war es trotzdem kühler, trockener und insgesamt viel angenehmer als in Tel-Aviv. Mir war glasklar, was ich nun brauchte – und zwar: In der Fußgängerzone der Königstraße im Schatten eines Sonnenschirmes Kaffee trinken und ein paar große Eiskugeln essen. Wenn es um Eis geht, bin ich nicht so pingelig: Nach weniger als 150 Schritten entdeckte ich auf der linken Straßenseite das erste Eiscafé. Es hieß *Santin Bü10*. Genau wie gewünscht standen vor dem Café Tische, Stühle und Sonnenschirme. Ich setzte mich an einen Tisch und schaute die Eis-Karte an. Die lächelnde Kellnerin kam sofort an meinen Tisch: „Hallo, guten Tag, haben Sie schon gewählt?“

Ich verstand rein gar nichts. „Hey!“; entgegnete ich, „I do not speak German. English maybe?“ Deutsch konnte ich nicht und auch mein Englisch war sehr begrenzt. Trotz meiner tschechischen Wurzeln konnte ich kein Wort in dieser Sprache sagen. Die einzige Sprache, die ich fließend beherrschte, war meine Muttersprache. Aber leider sprach keine Kellnerin in Stuttgart hebräisch ...

Drum herum an den anderen Tischen saßen ältere deutsche Damen. Wegen der Hitze trugen sie ihre sommerlichen Outfits. Ich war erstaunt. Und auf einmal erinnerte ich

mich an meine Großmutter, die an den heißen Tagen des israelischen Sommers auf ihrem sonnengeschützten Balkon in dem bequemen Polstersessel gesessen hatte, um ein bisschen Ruhe zu haben. Das Wetter in Israel, das so unterschiedlich war zu dem in Danzig, war für sie unerträglich gewesen. Fast alle diese Frauen im Café sahen genau so aus wie sie: Die gleichen Schnittmuster der Röcke, die gleiche Körperhaltung ... Und die Sprache ... Alle sprachen deutsch, genau wie meine schon lang verstorbene Großmutter. Ich kannte diesen Klang und diese Melodie aus meiner Kindheit.

Ich wurde von einer zionistischen Umgebung und Bildung in Israel geprägt. Die Zionisten der alten Zeit strebten die Gründung einer neuen jüdischen Heimat am Strand des Mittelmeers an. „Das Land war vor 2000 Jahren unsers!“, behaupteten sie. „Gott hat uns, seinem erwählten Volk, das Land versprochen!“ begründeten sie weiter, obwohl sie selbst meist nicht religiös gewesen waren. „Ein neuer Jude soll heranwachsen! Ein stolzer Jude, sportlich, der nie wieder Opfer anderer Nationen sein soll!“ Das war der zionistische Plan für den neu gegründeten jüdischen Staat. Die neuen stolzen jüdischen Menschen (d. h. ich) wurden erzogen, unsere alte Heimat und Traditionen in Europa abzulehnen. Wir schämten uns deshalb für den fremden Akzent unserer Großmütter und Großväter. Wir hassten alles, was mit dem alten jüdischen Leben in Europa zu tun gehabt hatte. Deswegen weigerten wir uns als Kinder sogar, die Geschichten unserer Großmütter und -väter oder selbst die ihrer Familien anzuhören ... Wir konnten die sehr gehobenen, gut-bürgerlich deutschen Delikatessen, die meine Großmutter gekocht hatte, nicht leiden. Diese Ablehnung zeigten wir immer und überall in aller Öffentlichkeit. Meine Großmutter ihrerseits konnte das orientalisches-arabische Essen, das ihre Enkel so gerne aßen, nicht ertragen. Es war für ihre feine, delikate und zartsinnige Danziger Zunge zu scharf. „Es ist sehr pikant!“, sagte sie immer wieder und trank hinterher schnell ein paar Schlückchen ‚Spritzer‘ – ihr Lieblingsgetränk. Wir hingegen konnten nicht verstehen, warum Großmutter den fabelhaften, kräftigen Geschmack von gutem Weißwein mit Sodawasser kaputt machen musste ... Die Muttersprache meiner Großmutter war Deutsch, doch wir hörten in ihr Hitler und die Nazis! Jiddisch, die traditionelle Sprache der osteuropäischen Juden, war für uns die Sprache des Ghettos, der Armut und der Zeiten, die wir lieber vergessen wollten! Polnisch und Tschechisch? Das waren für uns Auschwitz und Theresienstadt! Jawohl, wir waren die neuen stolzen Juden! Nur wir konnten allen möglichen Quatsch in der Sprache, mit der Gott die Welt erschaffen hatte, sagen! Hurra! Jetzt, als ich vor der lächelnden Kellnerin in einem

Stuttgarter Eiscafé saß, schämte ich mich sehr, dass meine Sprachmöglichkeiten so begrenzt waren.

* * *

Harald begegnete ich zufällig in einer Bar. An seinem Schlüsselanhänger bemerkte ich den Namen Völkl. Vielleicht war es sein Nachname oder der Name seines Haustiers gewesen. Damals konnte ich selbst die Buchstaben nicht richtig lesen, geschweige denn aussprechen. Mein Hotelzimmer im Stuttgarter Zentrum hatte ich von Israel aus reserviert. Ich hatte vor, ein paar Tage in Stuttgart zu verbringen, bevor ich die ersten Schritte in meiner neuen Heimat machen musste: Eine Wohnung, eine Arbeitsstelle und einen günstigen Sprachkurs galt es zu finden, ein Bankkonto zu eröffnen, eine Krankenversicherung abzuschließen. Am wichtigsten war, mich bei der lokalen Ausländerbehörde anzumelden, um eine Aufenthaltsbestätigung zu erhalten. Eine israelische Staatsangehörigkeit bringt einem absolut keinen Vorteil in Deutschland. Man wird genau gleich wie alle anderen Nicht-EU-Ausländer behandelt.

Die Sonne ging unglaublich langsam unter und tauchte den Himmel in ein dunkles Rot. Trotz der späten Uhrzeit war das Wetter noch heißer und schwüler als tagsüber. In Israel sind alle Räume fast das ganze Jahr über stark klimatisiert. In Stuttgart nicht. Zumindest nicht mein kleines Hotelzimmer, dessen Wände die Hitze, die sie während des Tages gespeichert hatten, nun wieder von sich gaben. Es war die reine Hölle, unmöglich, im Zimmer zu bleiben. Einfach schlafen gehen wollte ich nicht und wegen der Hitze konnte ich es auch nicht – ich war so aufgeregt und neugierig, meine neue Heimat kennen zu lernen, sie zu riechen, wahrzunehmen, zu berühren, zu sehen ... Ich wollte nach draußen gehen, und so viel wie möglich von dem unbekanntem Neuen mit all meinen Sinnen einsaugen. Deutschland lag drei Stock unter mir, wartete auf mich, um entdeckt zu werden.

In der Schule widmeten meine Lehrer viel Zeit den bösen Nazis. Unter anderem lernten wir vom ‚deutschen Volksgeist‘ und wie dieser Begriff von Karl Larenz erklärt worden war: „*Blut muss Geist, Geist muss Blut werden*“. Das Blut meiner Familie passte nicht zum richtigen Volksgeist. Dafür hatten sie mit ihrem eigenen Blut bezahlen müssen. Nun ja. Das war damals. Jetzt, 68 Jahre nach dem Weltkrieg, schlief dieser böse Volksgeist in der Dunkelheit, lang und tief, sodass ich mich unter den Deutschen am wenigsten bedroht fühlte.

Gott sei Dank war ich klug genug, am Hotelempfang um eine Visitenkarte zu bitten. Sonst hätte ich nie mehr den Weg zurück zum Hotel finden können. Für einen Ausländer, der das allererste Mal in Stuttgart war, sah das Zentrum aus wie ein riesiges Labyrinth. Ich lief eine sehr breite Straße entlang, auf der es den Autos verboten war zu fahren. Wie schön und angenehm es war, ungefährdet vom Autoverkehr spazieren zu gehen! Die großen, sauberen und so penibel organisierten Schaufenster zogen meine Augen förmlich an. Ich wollte einfach alles kaufen und dankte Gott, dass die Läden schon zu waren ... Alles schien so günstig! Ich musste mich immer wieder daran erinnern, dass die Preise nicht in israelischem Schekel angezeigt wurden, sondern in Euro, dessen Wert circa viermal so viel wie Schekel betrug ... Auf der linken Seite bemerkte ich eine kleine Straße, die Schulstraße hieß und mehr wie eine unschöne und ungepflegte Gasse aussah. Im Gegensatz zu der prächtigen und glamourösen Königstraße sah sie umstürzlerisch aus. Solche Plätze und Menschen mag ich sehr, solche, die der Ordnung der Welt angewidert gegenüberstehen. Die Gasse war ziemlich kurz, und die Gebäude hatten jeweils zwei Stockwerke. In der zweiten Ebene, in einer Ecke, ein bisschen versteckt, entdeckte ich eine Bar, deren Eingang mit dunkelrotem Licht beleuchtet war. ‚Monroe’s‘ stand auf dem Schild. So hieß sie also.

* * *

Drinne stank es fürchterlich nach Rauch. Wenige Monate davor hatte ich selbst mit dem Rauchen aufgehört, und als ich die Bar betrat, war mir nicht klar, ob der Rauch duftete oder einfach nur eklig war. An der Theke saßen nur zwei Männer, zwischen ihnen vier Barhocker. Für jemand, der aus dem Nahen Osten kommt, war es gar nicht so ungewöhnlich, dass alle Anwesenden dort nur Männer waren. Beim Eintreten schauten mich alle direkt an. Ich fühlte mich ein wenig verlegen. Wahrscheinlich hatten sie sofort gemerkt, dass ich Ausländer war. So erklärte ich mir wenigstens ihre heftigen Blicke. Ich nickte, lächelte sie höflichkeitshalber an, und setzte mich so schnell wie möglich an die Theke zwischen die Männer. Das war mein erster Besuch in einer europäischen Bar. Ich schaute mich um: Alles sah ziemlich normal aus für eine Bar – die Dekoration, die leise Musik. Ich hob meinen Kopf. Die Decke war mit Farbflecken bemalt und darauf waren viele schwache, bunte Birnen installiert worden, die die kleine Bar ausleuchteten. Mein Blick fiel auf eine Metallglocke, genau wie die Glocken an Kuhhälsen, aber viel größer und wahrscheinlich um einiges schwerer. Ich war völlig begeistert davon, und

ohne noch einmal darüber nachzudenken, hob ich meine Hand und ließ sie mit einem Schwung aufgehen. Alle schauten mich an, lächelten zu mir rüber und machten Gesten der Dankbarkeit. Der Barmann lächelte mich ebenso an und schrie dann zu den anderen:

„Er zahlt für euch alle!“

„What?!“, fragte ich ihn laut. Ich verstand ja nicht, was der Barmann gesagt hatte. „Now you have to pay for all the people here!“, erklärte er mir die Situation.

„Why?“, ich war völlig überrumpelt. „Because you touched the bell!“

„Oh ... I did not know it...“, entgegnete ich erschrocken. Der Barmann machte ein enttäuschtes Gesicht, als ob ich ein mieser Spielverderber sei.

„Ok, ok“, beruhigte er mich ungeduldig, „next time try not to touch the bell.“

Er teilte den anderen mit, dass sie schlussendlich ihre Rechnungen doch selbst zahlen müssten, dann fragte er mich, „What would you like to drink?“.

„Beer“, antwortete ich kurz und knapp. Ich wollte nicht etwas allzu Kompliziertes bestellen.

„Which one?“, fragte er weiter. Als ich nicht antwortete, zeigte mir der Barmann die Getränkekarte und mit seinen Fingern klopfte er auf die Biersorten. Die Liste war lang, kein bekanntes zu erkennen. Wer konnte schon ahnen, dass es in Deutschland so viele Sorten von Bier gibt?! Es war deutlich zu sehen, dass die Geduld des Barmanns mit mir am Ende war.

„Das!“, sagte ich und zeigte auf das Glas meines Nachbarn zu meiner Rechten. Mein erstes deutsches Wort! Ich merkte, dass mein Nachbar mich beobachtet hatte und sich für mich interessierte. Damals wusste ich nicht, ob es in Deutschland einfach nur normal ist, Menschen so direkt und so durchdringend anzuschauen. Ich bemühte mich deshalb nur teilweise, ihn ebenso direkt anzuschauen. Er nickte mir zu und lächelte mich an. Ich machte dasselbe. Dann sagte er etwas auf Deutsch. Ich verstand nichts und schaute ihn an – alles sah in Ordnung aus bei ihm, und obwohl ich nicht wusste, was er gesagt hatte, sprach ich mein zweites deutsches Wort. Mit aller Bestimmtheit und mit einem deutschen Akzent sagte ich „Ja!“, als ob ich mein ganzes Leben nur deutsch gesprochen hätte.

Als ich ein Kind war, wurde ich von allen immer nur „Teddy Nein-Nein“ genannt. Und wieso? Weil ich alle Fragen, die mit „Möchtest du ...“ oder „Willst du ...“ anfangen, immer mit „Nein! ... Möchte ich nicht, danke“ beantwortet hatte. Während der Pubertät war diese schlechte Angewohnheit noch schlimmer und noch automatischer geworden. Meine Welt blieb daher recht begrenzt. Zu meinem 40. Geburtstag, den ich ein paar

Monate vor meiner Ankunft in Deutschland gefeiert hatte, schenkte ich mir selbst, ab sofort eine neue Lebenshaltung zu haben, nämlich, immer wenn ich die Worte „Möchtest du...“ oder „Willst du“ hörte, mit „ja“ zu antworten, egal was es auch war. Meine neue Haltung hatte es mir erst möglich gemacht, nach Deutschland zu ziehen. Angesichts der Verschlechterung der politischen und gesellschaftlichen Situation in Israel zogen viele von den sogenannten jungen, avantgardistischen und fortschrittlichen Menschen nach Berlin. Sie konnten die Lage in Israel nicht mehr ertragen, zumal sie eh schon lange die Hoffnung verloren hatten, dass es zu einer gesellschaftlichen Heilung kommen würde. Nachdem ich dann ein wenig Deutsch gelernt hatte, las ich langsam und mit Hilfe eines Wörterbuches ein deutsches Kinderbuch – ‚*Als Hitler das rosa Kaninchen stahl*‘ von Judith Kerr. Überraschenderweise entdeckte ich da eine Beschreibung, die mich sehr berührte und mit der ich mich identifizieren konnte:

»Es ist ein seltsames Gefühl«, sagte Papa. »Man wohnt sein ganzes Leben lang in einem Land. Dann wird es plötzlich von Räubern übernommen, und man findet sich allein, an einem fremden Ort, mit nichts.«

Ich brauchte kein Wörterbuch, um diesen Absatz klar und deutlich zu verstehen. Viele Male wurde ich von meinen Freunden, die schon nach Berlin gezogen waren, ermutigt, es ebenso wie sie zu machen, und immer wieder erwiderte ich automatisch – „Nein“. Nach meinem Geburtstag bekam ich einen Anruf von einer guten Freundin von mir, die schon eineinhalb Jahre in Kreuzberg lebte. „Versuch es einfach mal!“, sagte sie entschieden, „Du solltest keine Entscheidungen bereits im Voraus treffen. Einfach kommen und es versuchen, einmal spüren, wie es sich anfühlt!“. Und nach meinem 40. Geburtstag brauchte ich nicht so viele Worte, um schnell „ja“ zu sagen.

„Aber nicht nach Berlin!“, beharrte ich.

„Warum nicht nach Berlin!?!“, sie war offensichtlich enttäuscht, vielleicht auch ein wenig wütend.

„30.000 Israelis sind schon dort“, erklärte ich. „Wenn ich umziehe, möchte ich auch andere Nationen treffen. Nicht nur Ex-Israelis“. Nach nur kurzer Zeit folgte ich dem Rat eines Freundes und reservierte den Flug nach Stuttgart.

Es war offensichtlich, dass der Kerl, der neben mir in der Bar saß, ein bisschen überrascht war, mein eindeutiges „ja“ zu hören, oder vielleicht war dieses „ja“ einfach nicht die richtige Antwort auf seine Frage gewesen. Wer weiß.

Er schob sein Bierglas in meine Richtung und setzte sich einen Platz weiter zu mir, sodass uns kein Stuhl mehr trennte. Unmittelbar fing er an auf Deutsch mit mir zu reden. Viel habe ich aber natürlich nicht verstanden.

„English?“, fragte ich, „No English“, entgegnete er und sprach auf Deutsch weiter. Mir war es egal, dass ich ihn nicht verstand. Ich genoss einfach die Musik und die freundliche Stimmung in der Bar. Gelegentlich nickte ich und äußerte ein „ja, ja ...“, oder „jo, jo“. Dabei lächelte ich, als ob ich alles, was er gesagt hatte, bis ins kleinste Detail verstand. Plötzlich spürte ich etwas Warmes, Weiches an meinem Knie. Es war nicht nötig runter zu schauen, um zu wissen, was es war. „Scheiße“, fiel es mir schlagartig ein, „Das ist eine Schwulenbar!“

Ich holte tief Luft und nahm einen langen, großen Zug von meinem Bier, ließ meine Knie allerdings dort, wo sie waren. „Und jetzt... ??“, dachte ich. So war das doch nicht geplant. „Aber egal, lass es eine Schwulenbar sein!“. Dass ich nicht wirklich schwul bin, kann ich ja nicht sagen. Ich bin von Männern und Frauen gleichermaßen wenig begeistert. Ich weiß nicht, mit welchem Geschlecht es furchtbarer ist, zusammen zu sein. Meine Hetero-Freunde sagen, dass ich einfach ein Misanthrop sei. Ein schwuler Freund von mir behauptet immer wieder, dass es angesichts der Unterschiede zwischen Männern und Frauen keine Möglichkeit gäbe, einander wirklich und perfekt zu verstehen. Auch wenn alles gut lief, bleibt doch immer eine Kluft. Bei Männern hingegen kann aufgrund der Ähnlichkeit zueinander, etwas Perfektes möglich sein. So sagt er zumindest.

„Etwas Perfektes“ hatte ich noch nie erlebt. Ein anderer Freund sagte mir, dass ich in meinem Alter schon erwachsen sei und meine Suche nach dem Perfekten aufgeben solle. „Du bist einfach zu alt für so einen Wahnsinn!“, fasste er seine Meinung zusammen. Um mich zu verteidigen, erklärte ich ihm, dass es nichts mit der Perfektion selbst zu tun hätte, und dass ich mich doch bloß ein wenig darum bemühe, mich einfach nur wohl zu fühlen, und ein bisschen Gelassenheit zu erleben, mehr nicht ...

„I am Arik“, stellte ich mich meinem Nachbarn vor und machte die passende Handbewegung, um ihm zu verdeutlichen, was ich meinte. Ich wollte ihm erzählen, dass dieser Name eine Ableitung von dem Namen ‚Arjeh‘ ist, und dass Arjeh auf Hebräisch ‚Löwe‘ bedeutet ... Aber ich konnte weder auf Englisch noch mit meinen drei Wörtern Deutsch so komplizierte Sätze formulieren. Ich mag meinen Namen nicht. Ich finde ihn zu kurz und seinen Klang zu hart.

„Ich bin Harald“, antwortete er. „Harald?!“, dachte ich verwundert, „was für ein komischer Name!“. Natürlich kannte ich die englische Version – ‚Harold‘ ... aber von Harald hatte ich noch nie etwas gehört. Haralds Gesicht näherte sich meinem und er redete weiter auf Deutsch. Es schien, dass es ihm egal war, ob ich überhaupt, etwas von dem, was er sagte, verstand. „I need pipi“, unterbrach ich ihn und zeigte auf den oberen Teil meiner Hose. Er lächelte mich an, und beim Imitieren meiner Handgeste zeigte er mir den Weg zur Toilette. Als ich zurück kam und mich auf meinen Stuhl setzte, schlug Harald in gebrochenem Englisch vor „Going wir zu mein Hotel?“.

„Ja“, entgegnete ich und zwang mich, sein Lächeln zu erwidern. Ich zog mein Portemonnaie, um meine Rechnung zu zahlen, aber Harald war schneller. Er sagte zu dem Barmann etwas und zahlte für uns beide. Ein Wort konnte ich aber dann doch verstehen – „zusammen“. Ich erinnerte mich daran, wie meine Großmutter es oft benutzt hatte. Ich lächelte ihn an und sagte aus Höflichkeit mein drittes deutsches Wort: „Dankeschön!“

* * *

Das Hotel lag nicht weit entfernt von der Kneipe, es waren zu Fuß nicht mehr als 10 Minuten. Auf dem Weg bemühte er sich, mein deutsches Vokabular ein klein wenig zu bereichern. Er zeigte mit dem Finger vor sich und sagte laut: „Eine Straße, viele Straßen“. Ich wiederholte es: „Eine Straße, viele Straßen“. Dann kam: „Die Ampel und die Ampeln“. Mit „Laden“ hatten wir allerdings eine kleine Schwierigkeit, weil ich nicht verstehen konnte, ob „Laden“ Ein- oder Mehrzahl ist ... Er versuchte das Problem auf Deutsch und auf gebrochenem Englisch zu erklären. Leider erreichten wir das Hotel vor des Rätsels Lösung. Danach sprachen wir aber auch nicht mehr darüber.

Das Hotelzimmer glich einem Paradies: Ein großer und sehr hübsch eingerichteter Raum mit langen, schweren, geschlossenen Vorhängen. Hier konnte ich endlich frei atmen: Die Luft war trocken, sauber und frisch. Im Gegensatz zu mir hatte Harald nicht das billigste Zimmer in Stuttgart gebucht. Das sollte ich unbedingt noch lernen – nicht so geizig zu sein!

Harald verschwendete keine Sekunde. Unmittelbar nachdem wir das Zimmer betreten hatten, öffnete er eine Rotweinflasche, holte zwei Weingläser und fragte mich, ob er mir einschenken könne. Aber natürlich musste er seine Worte mit Pantomime begleiten. „Zum Wohl!“, stieß er an. „Zum Wohl!“ ?? Das kannte ich nicht.

„Prost!“, antwortete ich. Irgendwo hatte ich dieses Wort mal gelesen oder gehört. Er lächelte mich an und sagte „Prost, mein Lieber!“, trank ein Schlückchen Wein und mit seiner freien Hand zog er meinen Kopf näher zu seinen Lippen. Überraschenderweise erschien mir seine Berührung nicht erzwungen, gewalttätig oder mächtig! Nein, ganz und gar nicht! Seine Lippen berührten meine Lippen nicht, aber sie waren nah genug, so dass ich seinen warmen Atem spüren und riechen konnte. Er stank nicht und roch ganz neutral. Ich finde es eklig, wenn ich nicht einen frischen Hauch rieche, selbst der geringste Geruch stört mich. Ich nahm noch ein Schlückchen Wein.

„Schmeckt es?“, fragte er. Ich verstand es nicht, aber auf einmal fiel mir ein, dass ich ‚schmeckt‘ schon einmal gehört hatte. Aber ja – die Kellnerin im Café hatte mich das gleiche gefragt. „Ist der Wein lecker?“, versuchte er seine Frage umzuformulieren. Sein Atem roch jetzt viel besser, etwas süßer. „Wein“ konnte ich verstehen, „lecker“ allerdings nicht.

„Good?“, bemühte sich Harald auf Englisch. Trotzdem verstand ich es falsch. Ich dachte, dass er die intime Situation zwischen uns gemeint hatte. Nun ja... Die Wahrheit wollte ich nicht unbedingt aufdecken. Denn ich fühlte mich sehr unbehaglich in dem Ganzen. „Whatever!“, dachte ich und antwortete ihm: „Of course!“. Um meine Worte zu verstärken, schloss ich meine Augen, öffnete meine Lippen und presste sie auf seine. Seine Küsse und seine Berührungen waren so unfassbar zart. Selbst die Frauen in Israel küssen nicht so sanft und nicht so sinnlich! Bei Männern hatte ich mich daran gewöhnt, dass sie sozusagen immer ‚anpackten‘, als ob sie sich mit aller Kraft bemühten mich zu unterwerfen oder zu bändigen, um mich anzuheizen und so schnell wie möglich zur nächsten Phase überzugehen. Aber nicht so mein neuer deutscher Freund. Er küsste so, als ob er alle Zeit der Welt hätte und nirgendwohin müsste ... Er gab sich komplett hin und hatte eine Bereitschaft alles zu bekommen und alles zu geben ... So fühlte es sich zumindest an, und sah auch danach aus. Ich war erstaunt. Seine Zunge erforschte langsam und gründlich die vielen Möglichkeiten, meiner Zunge zu begeben und ihrem leidenschaftlichen Spiel nachzugehen.

Ab und zu war es zu viel für mich, diese neue Erfahrung auszuhalten. Ich nahm deshalb noch ein Schlückchen Wein, um eine Rechtfertigung für eine kleine Pause zu haben, die ich dringend benötigte, um dann zurück in die Realität zu finden und mich ihr hinzugeben. So ein Mensch wie er, der so zart und mit so viel Großzügigkeit und Hingabe küssen kann, möchte ich auch sein!

Er stellte sein Glas auf den kleinen Tisch nebenan. Vermutlich wartete er darauf, dass ich es ihm gleichtat. Ich wollte mich eigentlich nicht von meinem Glas Wein trennen. Trotzdem verschlang ich den letzten Rest des Weines und stellte es ebenfalls auf den Tisch, neben seins. Jetzt waren seine beiden Hände frei, um uns in die zweite Phase bringen zu können. Er fand tatsächlich eine nützliche Verwendung für seine freie Hand – und zwar –: mich während der langen Küsse zu streicheln, mich fester an sich zu ziehen ... Ich, meinerseits, begegnete ihm mit meinen Händen. Als mein Mund und meine Hände beschäftigt waren, hatte ich endlich Zeit über wichtigere Dinge nachzudenken: Wusste ich überhaupt, was seine Großväter im Krieg gemacht hatten? An welchen Kriegen waren sie beteiligt gewesen? Harald war begeistert davon, meine beharrte Brust zu kraulen und mit seinen Nägeln sanft darüber zu kratzen. Es fühlte sich so angenehm und reizend an, ich wollte wie eine gekraulte Katze schnurren ... Jedoch war mein Kopf mit anderen Sachen beschäftigt: Könnte es vielleicht sein, dass Haralds Großvater meine Familie in den Ofen geworfen hatte? Dieser Gedanke verursachte bei mir eine physische Reaktion: Plötzlich konnte ich mit dem Küssen und Knutschen nur automatisch und maschinell weiter machen, ohne sie wahrhaftig zu empfinden oder genießen zu können. Gefühllos bemerkte ich, dass Harald meine bis zu den Schultern langen Haare und meine Ohren sehr faszinierend fand, denn er entdeckte immer wieder neue Wege, sie mit seinen sinnlichen langen Fingern zu durchkämmen und zu erkunden. Meine Augen waren die ganze Zeit über geschlossen. Er küsste mich auf die Wangen, gab mir ein paar Zungenlecker auf diese und in die Tiefe meiner Ohren. Ich erinnerte mich an meinen Großvater – derjenige, der aus der Tschechoslowakei vor dem Krieg geflohen war. War er ein besserer Mann als der Großvater Haralds?

An welchen dunklen Machenschaften sein Großvater beteiligt gewesen war, wusste ich ja nicht. Allerdings weiß ich ganz genau, welche Rolle meine Großväter 1948 im ersten Krieg des neu gegründeten Israels gespielt hatten. Für die jüdische Bevölkerung Israels ist dies der „Unabhängigkeitskrieg“, für die Palästinenser ist es die Nakba, „die Katastrophe“. Nicht ohne Grund. Mehr als 700.000 Palästinenser, fast die Hälfte der damaligen Bevölkerung, wurden vertrieben, um das Land für die Juden frei zu machen. Mein Großvater marschierte nicht selbst mit einem Gewehr durch die kleinen Dörfer der arabischen Bauern, er selbst trieb niemanden von seinem Zuhause fort. Solch ein Kriegsverbrecher war er nicht. Er saß an seinem Schreibtisch im Büro und war ein ziemlich hoher Beamter bei der neuen israelischen Regierung. Macht ihn das weniger verantwortlich oder zu einem geringeren Kriegsverbrecher? Spielt es wirklich eine

Rolle, ob man den Krieg finanziert, organisiert, mit Waffen ausrüstet, Soldaten dirigiert oder selbst die Menschen erschießt? Mein anderer Großvater war kein Teil der Regierung. Er jedoch war immer für die Vertreibung und als Busfahrer unterstützte er die Kriegsanstrengungen. Nun ja, wenn ich in Israel und auf Hebräisch es wagen würde, den Vergleich zu machen zwischen den NS-Taten und denjenigen, die israelische Soldaten gemacht hatten und heutzutage immer noch machen, könnte es sehr gefährlich für mich werden: Die Polizei selbst – und in diesem Falle die Geheimpolizei – könnte mich verhören und danach in den Knast stecken. Um einiges gefährlicher als die Regierung selbst sind jedoch die Leute draußen auf den Straßen. Oft ist es sehr riskant für einen, eine kritische politische Meinung zu äußern – sehr schnell kann man deswegen gelyncht werden. Das war noch ein Grund, warum ich nur einen Hinflug gebucht hatte ... Harald hob seine Zunge an und leckte sehr langsam und zart über die Lider meiner geschlossenen Augen, eins nach dem anderen. So ein Vergnügen hatte ich noch nie erlebt. Ich hörte, wie ein tiefer Seufzer aus meinem Mund drang. Ganz egal was sein Großvater gemacht hatte, lecken konnte dieser Harald perfekt!

Als er sich vor mir niederkniete und langsam aber entschieden meine Hose öffnete, begriff ich, dass wir schon den Anfang der dritten Phase erreicht hatten. Dieses Mal war er an der Reihe, überrascht zu werden: Er sagte etwas auf Deutsch. Ich machte ein Gesicht, das sagte „Stimmt etwas nicht?“. Er lächelte und machte mit den Fingern die Bewegung einer ‚schneidenden Schere‘. Jetzt verstand ich, was los war: Der arme Harald hatte bisher keinen beschnittenen Mann erlebt.

Er zeigte überrascht und begeistert darauf, was er unter meiner Unterhose gefunden hatte, und fragte: „Bist du Israel?“

Er meinte natürlich „Jude“. Außerhalb Israel kennen nur wenige den Unterschied zwischen dem Staat Israel und der jüdischen Religion. Leider haben viele Israelis das gleiche Problem, sodass sie der festen Überzeugung sind, dass Israel nur jüdisch sein kann, obwohl dort viele andere Menschen, Muslime, Christen, Drusen, Bahais und noch andere ihre Heimat haben. Das ist noch ein Grund, warum ich es bevorzugte in Deutschland zu leben, wo es eine Regierung gibt, die sehr gut zwischen Staat und Religion unterscheiden kann. Ich lächelte Harald an und sagte: „Ja, Israel!“. An seinem Gesicht konnte ich lesen, dass ihm der Unterschied zwischen Judentum und Israel nicht so wichtig war.

Denn sehr schnell kam er zu der vierten Phase und musste, um etwas sagen zu können, eine Pause bei seinem Tun einlegen: „Oh schau her, was für ein leckeres Stück Israels

mich hier anblickt!“ Wieder hörte ich das Wort ‚lecker‘ und erneut verstand ich nicht, was es bedeutete. Was will er denn sagen?! Hat er ein Problem oder Kritik, gefällt ihm etwas an mir nicht!? Ich war ein bisschen besorgt. Ich zog ein fragendes, irritiertes Gesicht und fragte – „What?? What??“

Harald machte noch eine Pause, um mir seine Botschaft am einfachsten zu erläutern: „Israel ist so schön, einfach wunderbar!!“

Jetzt konnte ich ihn wesentlich leichter verstehen. „Oh je“, dachte ich, „... es stimmt ... Israel kann wirklich wunderbar sein.“ Ich freute mich für Harald, dass für ihn alles so schön und wunderbar war. Es war allerdings nicht die richtige Zeit und nicht die passenden Umstände, meinem neuen und einzigen deutschen Freund zu erklären, welche Probleme ich mit der Politik in meiner alten Heimat hatte.

„Ja, Israel is wonderful!“, erwiderte ich und tauchte wieder tief ins Vergnügen ab und gab mich restlos hin. Es fühlte sich so gut an, so überwältigend. Ich seufzte wieder und murmelte: „Israel is wonderful!“, um ihn zu ermutigen, weiter und gründlicher Israel zu verwöhnen ... Tief in mir drin überlegte ich allerdings, wie dieser Moment eigentlich genannt wird, wenn deine Heimat dich ausspuckt. raus kotzt, und dir klar und deutlich sagt – „Zu mir gehörst du nicht mehr!“

* * *

Ich glaube, es ist besser, die Beschreibung der fünften, sechsten und siebten Phasen zu überspringen. Ich möchte die Leser nicht zu Tode langweilen. Es gab nichts Neues, das ich zuvor nicht erlebt hatte. Mit Ausnahme einer Sache: Die ganze Zeit war Harald so lieb und so geduldig. Er machte alles so, als ob er über beide Ohren in mich verliebt wäre. Damit hatte ich etwas Neues erlebt – nicht beurteilt oder ständig kritisiert zu werden und es auch zu fühlen. Ich war überrascht zu entdecken, wie ich darauf reagierte: Ich spürte keinerlei Notwendigkeit, eine bestimmte Rolle zu spielen oder einzunehmen oder absichtlich so zu tun, als ob ich eine andere Person sei. Ich konnte einfach ich selbst sein, genau wie ich war: Ein todmüder Ausländer, der nicht wirklich verstand, geschweige denn kapierte, was um ihn herum los war.

Nachdem wir beide endlich zur Ruhe gekommen waren, wusste ich nicht, was ich als nächstes machen sollte. Sollte ich zurück zu meinem Hotel gehen oder bei ihm übernachten. Ich wollte nicht zurück in mein heißes, kleines, hässliches Zimmer, um dort allein auf dem schmalen, viel zu weichen Bett zu schlafen. Aus meiner alten Heimat

war ich es gewöhnt, dass nachdem der Zweck der Begegnung erfüllt worden war, die Zeit unmittelbar reif sei, sich höflich zu verabschieden (und normalerweise auch nie mehr wiederaufzutauchen). Trotz dieser Gewohnheit blieb ich einfach starr neben dem Bett stehen. Der gute Harald konnte vermutlich mein Dilemma deutlich erkennen. Er ergriff meine Hand und zog mich zurück ins Bett hinein. Ich leistete keinen Widerstand. Er zog die Decke über mich und nahm mich in seine Arme. Für mich allerdings war das nicht genug: Wortlos gab ich ihm ein Zeichen, seine Beine ebenso zu benutzen, um mich einzuhüllen. Es dauerte nicht mehr als einen Augenblick, bis er mich bereitwillig an sich zog und sich an mich kuschelte. Endlich konnte ich in Ruhe meine Augen schließen. Harald hingegen hatte aber, wie es schien, andere Wünsche. Er küsste mich noch mal. Dann noch einmal. Ich dagegen wollte nur meinen Kopf auf seine unbehaarte Brust legen, die Augen zu machen, einen tiefen Atemzug nehmen und zulassen, dass ein Seufzen entweicht, und mich für einen Augenblick gelassen und entspannt fühlen. Mein Wunsch entsprach jedoch nicht ganz seinem Vorhaben: Er drehte sich um, sodass ich meinen Kopf nicht mehr auf seiner Brust ablegen konnte. Er blieb in der Luft hängen ohne jegliche Stütze. Ich musste mich bemühen, ihm eine neue Lehne zu bieten. Da ergriff Harald meinen Kopf mit beiden Händen, richtete ihn gegenüber von seinem auf. Er leckte behutsam über und zwischen meinen Lippen hindurch, um mir zu signalisieren meine Lippen zu öffnen und seine Zunge hinein zu lassen. Es war nicht unangenehm. Meine Lippen öffneten sich bereitwillig und ich ließ seine Zunge mich wieder genießen. Ich wollte aber etwas anderes, und da spürte ich erneut diese altbekannte Kluft in mir. Für einen Augenblick bedauerte ich mich selbst, dass ich doch bei ihm geblieben war. Irgendwie war er achtsam genug, um meinen Stress zu bemerken. Er legte zart meinen Kopf auf seine Brust zurück und umarmte mich.

Seine Atemzüge wurden immer länger und ruhiger. Ich konnte hören, wie er langsam und sorglos einschlief, und währenddessen wurde seine Umarmung immer fester und gemütlicher, als ob ich schon seit einer halben Ewigkeit sein Geliebter wäre. Seine Berührung war überraschenderweise so unfassbar angenehm auf meiner Haut. Aber ich konnte trotzdem nicht einschlafen. Meine Gedanken stürmten regelrecht. Ich hatte mir das alles ganz anders vorgestellt. Nämlich mit einer deutschen Frau zusammen zu sein und nicht mit einem Mann. Um ehrlich zu sein, fühlte es sich allerdings mit Harald gar nicht schlecht an. Ich war nicht daran gewöhnt, so wie von Harald respektiert zu werden. Ich streichelte langsam seine unbehaarte Hand, die meinen Bauch umfasste.

Die Gedanken rasten weiter. Ich stellte mir vor, wie ich in Haralds Haus einziehen würde. Ein großes wunderschönes Holzhaus in den Bergen unter der Alm, mit saftigen grünen Wiesen und Wäldern, die durch viele saubere, kristallklare, blaue Bäche geteilt werden. Wir schmusen viel und schlafen Arm in Arm in einem großen Bett. Morgens zwitschern die Vögel für uns, und ich koche gern israelische Delikatessen für ihn. Es dauert eine ganze Weile, bis mein Mann begreift, wie lecker, gesund und sattmachend vegetarisches Essen doch ist, und wie grausam es ist, Tiere zu töten. Wir gründen eine kleine vegetarische Familie in den ländlichen Bergen. „Nun ja“, dachte ich weiter und die Gedanken flossen grenzenlos dahin ... Harald sah aus und verhielt sich wie ein Vater. Ich ging davon aus, dass er dementsprechend Kinder haben musste. Wahrscheinlich hatte er ein großes Mädchen mit zwei blonden Zöpfen und einen kleineren Jungen: Wie Hänsel und Gretel – die einzigen deutschen Kinder, die ich damals kannte. Nun ja, Schneewittchen auch, aber das passte ja nicht in diesen Zusammenhang. Und auf keinen Fall werde ich die böse Stiefmutter, oder in diesem Fall der gemeine Stiefvater. Nein! Das werde ich nicht. Ich spiele gern mit Hänsel und Gretel, lehre sie Hebräisch und bemühe mich ihr bester Freund zu sein. Am wichtigsten dennoch ist, so schnell wie möglich Harald zu heiraten, damit ich die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten könne. Anlässlich unserer Hochzeit trägt Gretel ein langes, hellblaues Trachtenkleid. Ich trage eine lange Ach was!!! Meine Gedankenflut wurde schlagartig unterbrochen. Hat Harald denn überhaupt eine deutsche Staatsbürgerschaft!? Scheiße! Das muss doch erstmal überprüft werden, und zwar sofort! Wie konnte ich auch nur so dumm sein, ihn nicht danach gefragt zu haben!? Sein Ausweis! Er befindet sich mit aller Wahrscheinlichkeit in seinem Portemonnaie. Aber wo steckt das nur?

Wie ein Detektiv oder ein Spion bemühte ich mich, mich daran zu erinnern, was Harald mit seinem Portemonnaie gemacht hatte. Mmmm ... Er hatte damit die Rechnung in der Kneipe bezahlt. Der Barkeeper sah sehr zufrieden aus. Vermutlich hatte Harald ihm viel Trinkgeld gegeben. Dann packte er es in die rechte Tasche seines schicken braunen, auf Leder gemachten Jacketts. Nachdem wir das Zimmer betreten hatten, hatte er es auf den Stuhl gehängt. Seitdem war es noch da! Ich öffnete langsam die Augen. Die Lichter im Zimmer waren aus. Trotz der Dunkelheit konnte ich auf dem Stuhl sein Jackett erkennen. Aber jetzt musste ich erstmal einen Plan schmieden, wie ich aus seiner Umarmung und aus dem Bett rauskomme, um überhaupt an das Jackett zu kommen.

Ich verstehe die Deutschen und ihr Übermaß an Vertrauen nicht. Harald lud einfach einen völlig Fremden in sein Hotelzimmer ein, ohne irgendwelche Kontaktdaten zu

tauschen ... und noch schlimmer: Er ließ sein Portemonnaie einfach so in der Tasche des Jacketts! Intim geschützt zu sein, ließ er ebenso aus. Er hatte diesbezüglich etwas gefragt und ich entgegnete mit tiefer, überzeugender und versichernder Stimme: „No need to worry, I have no Aids. No Problem!“ (mein einziges Nein in dieser Nacht...). Das hatte ihm genügt. Naja, um ehrlich zu sein, erinnerte ich mich nicht mehr daran, wann ich das letzte Mal einen HIV-Test gemacht hatte ... Ich hätte ein HIV-kranker Räuber sein können! Andererseits berührte mich sein unfassbares Vertrauen zutiefst. Wenn auch nicht ganz nachzuvollziehen, möchte ich auch so ein Mensch sein.

* * *

Um keinen Verdacht zu erzeugen, musste ich mir also erst einmal eine Ablenkung ausdenken. Langsam und zärtlich nahm ich seine Arme von mir weg, küsste ihn sanft und stand auf. Er murmelte etwas und drehte sich beklagend auf die andere Seite. Sehr gut! Ich schlich langsam und leise Richtung Badezimmer. Dort betätigte ich die Klospülung, um Lärm zu erzeugen. Blitzschnell ging ich die etwa drei Meter zum Jackett zurück und fischte das Portemonnaie so lautlos wie möglich aus der Tasche heraus. Dort drin fand ich unzählige Karten, die alle wie Kreditkarten aussahen! Schade eigentlich, dass ich kein Räuber war, denn in einem anderen Zwischenraum fand ich einige Hundert- und Zweihundert-Euro-Scheine. Das Zimmer war allerdings zu dunkel, um die Schrift auf den Karten lesen zu können. Außerdem hatte ich damals ja absolut keine Ahnung, wie ein deutscher Ausweis eigentlich aussieht ... Ich war enttäuscht. Trotzdem nahm ich mir die Zeit, um den Inhalt des Portemonnaies ein bisschen zu inspizieren. Ob Deutscher oder nicht Deutscher, mein Harald schien ein reicher, oder mindestens gutverdienender Mann zu sein. Das gefiel mir. Gut zu verdienen, kann ja kein Nachteil sein. Ich kehrte ins Bett zurück und nahm ihn in meine Arme. Unmittelbar reagierte er bereitwillig darauf und gab ein leises zufriedenes Seufzen von sich.

Ich wusste nicht, wie spät es schon war, als ich langsam aufwachte. Es gab kein Vogelzwitschern. Die Hotelfenster in Stuttgarts Mitte waren sehr dicht und vollkommen zu, um den Straßenlärm von draußen fern zu halten. Harald saß am Tisch und beobachtete mich. Es war offensichtlich, dass er sich schon geduscht, rasiert und schön gekleidet hatte. Sein Gesicht war eingecremt und er hatte sich angenehm parfümiert. Mein Mann ist also ein gepflegter Mann. Prima! Ich hatte gelesen, dass in Deutschland das Frühstück eine sehr wichtige Mahlzeit ist. Harald hatte vermutlich das gleiche Buch

gelesen: Denn er hatte für uns ein großartiges Frühstück vorbereitet. Der Tisch war schon gedeckt: Frische Brötchen, Orangensaft, Kaffeekanne, ein paar Käsescheiben, Wurstscheiben, Lachsstücke, Oliven, Butter, Marmelade und Obst. Nicht nur reich – mein Harald ist auch fleißig. „Guten Morgen mein Hübscher!“, sagte er lächelnd. „Guten Morgen“ verstand ich „hübscher“ jedoch nicht.

„Guten Morgen!“, erwiderte ich. Ich bevorzugte es, Worte, die ich nicht kannte, auch nicht zu benutzen. Ich wollte nicht wie der letzte Dummkopf da stehen. Harald sprach zu mir auf Deutsch, ich verstand nichts, aber den Klang dieser Sprache fand ich so schön, so musikalisch ... Er sprach weiter, und parallel dazu genoss ich das fantastische Frühstück. Harald sagte noch etwas, aber in einem anderen Ton und machte ein bedeutsames Gesicht. Auch dieses Mal verstand ich ihn nicht. Dann zeigte er auf seine Uhr und klopfte mit einem Finger darauf. Ach so! Es ist schon spät und er muss los, zur Arbeit oder so etwas ... „Ja, ja ... I understand!“, sagte ich. So schnell wie möglich packte ich meine Sachen zusammen und machte mich bereit zum Gehen.

„Wäre es in Ordnung, unsere Telefonnummer auszutauschen?“, fragte er. ‚Telefonnummer‘ konnte ich irgendwie verstehen. Ich zeigte ihm meine auf meinem Handybildschirm, damit er sie abtippen konnte. Die Nummer war lang, weil ich damals noch keine deutsche Nummer besaß. „Israel“ erklärte ich ihm.

„Israel ist wunderbar!“, sagte er lächelnd und küsste mich.

„Israel is wunderbar!“, antwortete ich und umarmte ihn zärtlich. Mein süßer Mann!

Als wir aus dem Hotel traten, begegneten wir einem frischen, regnerischen, trüben Wetter. Mein Lieblingswetter. Nach so vielen Jahren im heißen, schwülen Klima war es angenehm erfrischend einen Regen im Sommer zu spüren. Es war einfach, am Gesicht Haralds zu erkennen, dass er solches Wetter nicht leiden konnte. Er erkundigte sich bei mir, wie mein Hotel hieße. Ich zeigte ihm die Hotelvisitenkarte.

Was für ein Gentleman! Er begleitete mich den ganzen Weg bis zum Hotel. Es war ein märchenhaftes Gefühl, von meinem zukünftigen Bräutigam durch die breiten Straßen Stuttgarts begleitet zu werden. Harald lud mich ein, mit ihm unter dem Regenschirm zu laufen, um vor dem Regen geschützt zu sein. Ich war so unendlich fröhlich, ich wollte mein Glück einfach lauthals hinaus singen und schreien ... es mit der ganzen Welt teilen ... Ich wollte meinen Mann vor Dankbarkeit küssen, ich wollte mich nicht vor dem Regen verstecken! Ganz im Gegenteil. Ich wollte, dass er mich komplett nass machte!!! Ich wollte allerdings aber auch meinen Harald nicht verschrecken. Deshalb lief ich sehr

nah bei ihm unter seinem viel zu kleinen Regenschirm, der eigentlich nicht für zwei Erwachsene gedacht war.

* * *

Im Hotelzimmer duschte ich mich kurz. Danach schaute ich die Stuttgarter Touristenkarte an. Es könnte doch angenehm und auch ganz interessant sein, durch den Schlossgarten bis zum Neckar zu laufen. Danach könnte ich schön entlang des großen Flusses langsam und gemütlich spazieren gehen. Ein guter Plan! Aber zuerst musste ich kurz ein paar E-Mails und Nachrichten beantworten. Wie immer dauerte es viel länger als erwartet.

Plötzlich bekam ich eine Nachricht. Es war Harald. „Das ist aber schön!“, dachte ich. Schade. Er schrieb mir auf Deutsch ... Ich ließ mir von Google-Translate den Text ins Hebräische übersetzen und verstand fast nichts. Auch die englische Übersetzung war nicht zu verstehen. Warum eigentlich konnte Harald nicht in einer einfacheren Sprache schreiben!? Egal. Nur die ersten zwei Worte konnte ich deutlich begreifen: „Lieber Arik,“ – Dear Arik, Arik mein Lieber... Arik my Darling... Es dauerte ein paar Wochen nachdem ich nach Deutschland gezogen war, bis ich endlich verstand, dass wenn jemand mir „Lieber Arik“ schrieb, es nicht automatisch bedeutete, dass ich sein ‚Darling‘ war, geschweige denn, dass er mich liebt ...

Ich wollte die erste Nachricht von Harald nicht falsch verstehen oder interpretieren. Und schickte sie deshalb an eine israelische Freundin, die schon ein paar Jahre in Deutschland wohnte und schon gut Deutsch sprach. Zehn Minuten später kam ihre Übersetzung mit einer ‚kleinen‘ Bemerkung – „Du Schlampe! Schon am ersten Abend hier verführst du arme Männer!? He, he, he :)“.

Harald schrieb, dass ich ihm sehr gefalle, und dass er mit mir viel Spaß gehabt hätte, und dass er sich wieder in Hotels treffen möchte. Allerdings bat er mich darum, ihn niemals telefonisch zu kontaktieren, denn er war verheiratet und seine Frau und seine Familie wussten nichts über seine nächtlichen Abenteuer mit Männern. „Alles muss deshalb diskret gehalten werden“, schrieb er. Er bat um mein Verständnis dafür. Und zum Schluss wünschte er mir noch einen erholsamen Aufenthalt in Deutschland ...

Ich schluckte und wusste nicht, wen ich mehr bemitleiden sollte, den Feigling Harald, seine arme Frau oder mich selbst. Ja, ich war traurig. Noch ein schöner Traum war zerplatzt. Ein bitterer Geschmack füllte meinen Mund. Aber komischerweise fühlte ich

mich auf einmal zuhause. Deutschland, das ich als so perfekt empfunden hatte, war plötzlich nicht so unterschiedlich von Israel. Auch hier gibt es Lügner, Betrüger und Schwindler. Mein Atem ging ein bisschen freier. Ich kann jetzt meinen Koffer auspacken. Hier finde ich mich zurecht. Hier kann ich mir mit Sicherheit ein neues Leben aufbauen, eine alte neue Heimat finden. Ich schluckte erneut und im selben Moment traf ich die Entscheidung, dass ich mir von diesem oder irgendeinem anderen Lügner meine gute Laune nicht zerstören lassen würde! Auf keinen Fall! Ich schnappte meinen Rucksack und eilte zum Schlossgarten.

Das Wetter änderte sich langsam, sodass ich die Sonne teilweise zwischen den Wolken erblickte und ihre warmen Strahlen auf meiner Haut genießen konnte. Ich setzte mich auf eine Bank mit direkter Sicht aufs Schloss und schaute die lange Bar-Liste auf dem Stadtführer durch. So viele Möglichkeiten ... Ich hatte Lust jemand anderen zu treffen, ein neues Abenteuer zu erleben, vielleicht dieses Mal mit einer Frau ... egal ...

Juni, 2020

Sprachbearbeitung:

Leoni Blässing

Josef Jeschke

Andrea Amberg-Alarum

Dafür bedanke ich mich herzlich!